

Wierzig Kronen.

Von Thore Blanch (Stockholm).

Wenn Herr Winberg, der erste Buchhalter der Importfirma Welin & Co., die Feder weglegte und seine Bücher zusammenklappte, war er immer der Letzte im Komptoir. Schon gegen 6 Uhr gingen seine Kollegen an, auf die Uhr zu schauen und gleich nach halb Sieben legten sie die Manschetten an und ordneten vor dem Spiegel im Toilettezimmer ihre Kravatten. Um dreiviertel 7 Uhr verpörrte der Geschäftsführer Herr Carlsson den Kassachant. Einige Minuten darauf war das Komptoir leer, und Herr Winberg saß allein dort.

Wenn die Uhr begann Sieben zu schlagen, glitt er von dem hohen Stuhl hinab, auf dem er den ganzen Tag gealtert hatte, wie eine Krähle auf einem Leberrock und nahm behutsam eine Cigarre hervor, die er anzündete und mit andachtsvoller Miene unter die Nase führte. Dann ging er im Zimmer auf und ab, erkletterte auf's Neue seinen Stuhl, sah den duftenden Rauch in blauen Ringen aufsteigen und kühlte sich glücklich.

Ein Viertel über Sieben kam der Komptoirbursche, um zu schließen. Winberg glitt wieder hinab, ärgerte sich, mitten in seiner Cigarre gestört zu werden, schloß die Bücher ein, zog einen anderen Rock an, ohne sein Ebenbild im Spiegel eines Blickes zu würdigen. Dann ging er. Auf der Gasse angelangt, drehte er den schmalen Kopf wie ein Vogel nach beiden Seiten, sog mit einigen tiefen Zügen die Abendluft ein, die feucht und frisch vom Strome wehte, und ging seinem Kaffeehause in der Vesterlanggasse zu.

Dort legte er den Winterrock ab, machte die Hände durch das Lokal und sammelte die Abendzeitungen auf, worauf er sich an seinem gewohnten Tische niederließ und seine gewohnte Tasse Thee mit Weisbrod, Butter und kaltem Aufgeschnittenen nahm. Alles stand immer schon in Bereitschaft, wenn er in der Thür erschien.

Nachdem er fertig gegessen hatte, füllte er die Tasse und setzte sich zum Lesen recht, wie und da einen Schluck Thee nehmend, und dann kam die Kaffeewirtin heran und begann zu plaudern, während die stumpfnasige Tochter in der Thüre zum Schanzzimmer stand und zuhörte.

„Herr Winberg sind doch ein so gemütlicher und ordentlicher Herr, warum heirathen Herr Winberg nicht?“ sagte sie, indem sie die Hände über den Bauch faltete und die Daumen kreisen ließ.

„Hm,“ erwiderte Herr Winberg. Aber die Frau fuhr fort: „Herr Winberg passen gar nicht für's Bediglein und sind zum Heirathen geboren.“

Er erwiderte lächelnd: „Ich will Ihnen sagen, warum ich nicht heirathe, es will mich Niemand haben. Und übrigens machen die jungen Mädchen heutzutage, so große Ansprüche. Sie brauchen ja bloß für ihre Toilette ein ganzes Kapital.“

„Das kommt darauf an, wen man heirathet! Ein einfaches, häusliches Mädchen müßte es sein, so eines, das sich um ihr Haus kümmert und auf den Kreuzer sieht. Solche giebt's genug!“

„Na, nennen Sie mir nur Eine, wenn ihrer gar so viele sind.“

„Hm,“ antwortete die Frau und schielte zur Seite.

„Nun also!“ sagte Herr Winberg, stand auf, bezahlte und ging.

Er ging meistens direkt nach Hause, denn der einzige Luxus, den er sich gönnte, war ein schönes, kleines Heim, zierlich und nett wie ein Puppenstrank.

Hier war es noch besser, als im Komptoir, und dasheim in seiner Behaglichkeit war er am glücklichsten.

beit sich eine Stellung zu erwerben, die ihm gefaltete, ein paar behagliche Zimmer zu mietzen, sie bequem zu möbliren, einige Bücher zu kaufen und ein paar hundert Kronen jährlich für seine alten Tage zurückzulassen.

Er hatte sein Ziel mehr als erreicht, und er war zufrieden. Er hätte besser leben können, als er es that, sich mehr amüsiren, sein Souper in einem feineren Lokal einnehmen, aber er empfand sein Bedürfnis, etwas an seinen alten Gewohnheiten zu verändern, und er fühlte sich wohl in dem kleinen Cafe, das er seit Jahren besuchte, und dessen Eigentümerin er von Jahr zu Jahr einer Krähle ähnlicher werden sah.

Sein einziges Vergnügen, abgesehen von den spärlichen Theaterbesuchen, bestand darin, zuweilen auf dem Heimwege in das kleine Panorama in der Hafengasse zu treten, sich vor dem runden Guckloch niederzulassen und fremde Länder vorbeipassiren zu sehen, während die Uhr die Fahrt regulirte und mit jedem Schläge neue Scenerien verkündete. Er empfand keinerlei Sehnsucht, selbst diese Orte zu besuchen. Es fiel ihm nicht ein, daß er es leicht ermöglichen könnte, sich eines Sommers loszumachen, ein paar Wochen Urlaub zu erlangen und eine Reise zu unternehmen. Er freute sich bloß darüber, daß es so viele schöne Orte gab, er dachte nachher an sie, freute sich an ihnen, phantastirte ein bißchen von ihnen, aber sehnte sich niemals, hinzugehen.

Es war spät im Herbst. Die stärkste Importzeit im Hause Welin & Co. war gekommen. Es war unmöglich, vor Sieben oder halb Acht vom Komptoir fortzugehen, aber Herr Winberg sah bis 8 Uhr dort und sein Thee im Stamm-Kaffeehaus war um eine ganze Stunde hinausgeschoben. Er kühlte sich recht müde und wollte sich gerade aus dem Kaffeehaus entfernen, als fröhliche Stimmen im Flur ertönten, die Glashür geöffnet wurde und zwei junge Mädchen in's Zimmer eilten. Sie nickten der Frau zu, warfen ihre Mäntel ab und nahmen sichtlich und plaudernd an einem Tische Platz, wo sie zwei Gläser Bier und vier Butterbrode bestellten — aber große.

Winberg griff mechanisch nach der fortgelegten Zeitung und versuchte zu lesen, aber während seine Augen über die Spalten glitten, war seine Aufmerksamkeit auf seine Nachbarinnen gerichtet. Es schien ihm, als wäre ein frischer Wind durch das stille Kaffeehaus gestrichen.

Welche strahlende Laune sie hatten, diese beiden jungen Ladenmädchen! Sie hatten gewiß den ganzen Tag gearbeitet. Jetzt gab es ja viel zu thun, denn Weihnachten nahte heran, und alle Geschäftsbäuer strengten sich auf's Neue an, um das Publikum anzuziehen, aber ihnen schien es nichts zu verschlagen.

Mit welchem Nachdruck sie die Butterbrode an den Mund führten und sie mit ihren frischen Zähnen zermalmeten; und wenn sie ihr Bier tranken, nickten sie einander zu und stellten das Glas mit einem entzündenden kleinen Athemholen weg. Und die ganze Zeit flüsterte sie, als hätten sie sich unendlich viel zu erzählen, und sahen sich nach den anderen Gästen um — auch nach ihm — und dann nickten sie die Köpfe zusammen und flüsterten auf's Neue und drückten die Serbieten an den Mund, um nicht laut herauszulassen.

Auf dem Heimgänge lächelte er vor sich hin. Seine Müdigkeit und schlechte Laune waren wie weggeblasen, und er empfand ein Gefühl des Wohlbehagens. Und noch als er sich auslebte und zu Bette ging, schmunzelte er bei dem Gedanken an ihre krausen, kleinen Köpfe und ihren gierigen Appetit.

Am Abend darauf sah er ungewöhnlich lange bei seinem Thee. Er hatte schon längst die Zeitung durchgesehen, begann aber immer von Neuem. Endlich, als er eine Stunde gegessen hatte, warf er sie von sich und ging mürrisch seiner Wege, ohne die beliebige Miene der Kaffeewirtin zu beachten. Es fehlte ihm etwas. Er fühlte sich unglücklich, ohne eigentlich zu wissen, warum, und er ging mit müden Schritten heimwärts und einem beunruhigenden Gefühl der Einsamkeit, das er nie zuvor empfunden hatte.

Einige Tage verfloßen. Er war sich wieder gleich und plauderte wie gewöhnlich mit der Besitzerin des Kaffeehauses, die ihn fragte, ob er einen Influenza-Anfall gehabt hatte. Plötzlich fuhr er zusammen und tauchte mit dem Gesicht hinter die Zeitung unter. Als die Thür aufgerissen wurde und die beiden jungen Ladenmädchen hereintraten und er ihre fröhlichen Stimmen hörte, kam plötzlich ein glückliches Gefühl über ihn. Nun begriff er, was ihm gefehlt hatte. Es war ihre Freundlichkeit, nach der er dürstete, ihre frische, ungenirte Art, ihre raschen Blicke, beweglichen Zungen, ihr lustiges Lachen, das Rascheln des Brodes zwischen ihren scharfen Zähnen, während sie, aus

Leibeskräften kauend, von des Tages-Arbeit sprachen.

Sein Entschluß war gefaßt. Als er sich umfah in seinem schönen, behaglichen Heim, das ihm plötzlich düster und einsam vorkam, da schwoor er, daß er sie auffuchen und mit ihnen bekannt werden würde. Eine heftige Sehnsucht brannte in ihm. Er sehnte sich danach, Jemanden zu lieblos, zu streicheln, dieses fröhliche, jugendliche Lachen zu hören, das ihn durch seine Frische bezauberte, und diese plauderhaften, weichen Lippen an seinen eigenen zu fühlen.

Aber welche von ihnen — die Blonde oder die Schwarze? Das sollte der Zufall entscheiden!

Am Abend darauf rief Herr Winberg im Komptoir Senation hervor: er hatte es eilig, fortzukommen. Mit langsamen Schritten ging er die Vesterlanggasse hinab. Ueber der ganzen Gasse ruhte jene Fieberstimmung der letzten Wochen vor Weihnachten, da Alle kaufen und Alle verkaufen wollten.

Plötzlich hielt er inne, wurde zur Seite gestoßen und blieb mit einem Schuß auf der Stufe zu einem Handschuhgeschäft stehen. Wie verheert strarrte er in den kleinen, blendend erleuchteten Laden. Es waren gerade ein paar Damen drinnen. Der Ladenhül lag voll Handschuhe, und dahinter lächelnd und plaudernd und ihre weißen Zähne zeigend, stand die kleine Blonde. Froh und glücklich, als hätte er in der Lotterie gewonnen, ließ er sich vom Strome mitreißen, ging dann auf das andere Trottoir, wurde wieder zurückgeführt, und trieb es auf diese Weise hin und her, bis der Menschenstrom sich zu lichten begann und die meisten Geschäfte die Läden verließen.

Da entfiel er sich, daß er hungrig war, und ging in's Kaffeehaus, wo sein Thee schon lange kalt stand, und da er sich müde fühlte, bestellte er ein Glas Porter und ein paar Butterbrode.

Aber die Frau, die zweimal die Influenza gehabt hatte und alles Merkwürdige in der Welt auf diese zurückführte, schüttelte den Kopf und sah mit mütterlicher Besorgniß, wie er in sich hineinküßelte und das Butterbrod auf eine besondere, nachdrückliche Art zum Munde führte und jedesmal Athem schöpfte, wenn er das Glas wegstellte.

Während der nächstfolgenden Wochen erwiderte Herr Winberg sowohl im Komptoir, wie im Kaffeehaus Verwendung. Es war offenbar etwas in Unordnung gerathen bei diesem Automaten, dessen Regelmäßigkeit bereits sprichwörtlich geworden war. In einem Augenblick eitel Sonnenchein, konnte er im nächsten wie ein zum Tode Verurtheilter aussehen. Still und verschlossen, wie er war, ließ man ihn jedoch in Frieden, ohne irgendwelche Fragen an ihn zu stellen. Nur die Frau im Kaffeehaus glaubte zu wissen, was mit ihm los war, und sie machte ihn beinahe wahnsinnig mit ihren Reden von Antiphrin und Antifebrin, und wie traurig es sei, Niemanden zu haben, der einen begte und pflegte, wenn man krank war. Da sah er sie ernsthaft an und nickte, ohne zu antworten. Sie hatte ganz Recht! Niemand konnte das besser wissen als er selbst, denn das früher so theuere Heim jetzt förmlich zur Plage geworden war.

Jeden Abend ging er an dem kleinen Handschuhladen in Vesterlanggasse vorbei. Je einmal hatte er sich vorgenommen, einzutreten, aber wenn der entscheidende Moment kam, verließ ihn der Muth. Er wußte, daß sie ihn bemerkt hatte, wie er so ging und draußen auf der Straße patrouillirte, wie ein Soldat auf Wache. Sie hatte gelächelt über diesen scheuen Bewunderer, der so gar nicht den anderen Herren gleich, die sie kannte und zürnte durchaus nicht ob dieser stillen Huldigung, die ihr im Gegenheile schmeichelte. Endlich eines Abends, zur Verzweiflung getrieben, beschloß er, den entscheidenden Schritt zu thun. Den Kopf konnte es wohl nicht kosten, wenn er hineinging und ein Paar Handschuhe kaufte — und es fügte sich so gut jetzt nach Weihnachten, wo die Läden fast leer standen. Er ging sehr rasch, als wollte er Anlauf zu einem turnerischen Sprung nehmen, fühlte, wie ihm warme Luft entgegen schlug, und fand bleich und athemlos in dem kleinen Laden.

Sie blühte erstaunt den wunderlichen Besucher an, der tam, als würde er hereinerschossen. Dann erkannte sie ihn und lächelte.

„Was sieht zu Diensten?“ fragte sie und nahm eine tofette Stellung an.

„Ein Paar Handschuhe... buntestroth... Nummer 7 1-3,“ erwiderte er hastig. Sie unterdrückte ein Lächeln, wendete sich um und nahm einige Kartons herab.

„Bitte sehr zu wählen,“ sagte sie und breitete den Inhalt auf dem Ladentisch aus.

Mit einer Hast, als fürchtete er, zu spät zu einem Zuge zu kommen, wählte er ein Paar aus. Aber als sie ihm die Handschuhe anziehen half, als er die

Wärme ihrer Hände fühlte, als er ihren blonden Kopf sich so nahe sah, daß er sich nur niederzubeugen brauchte, um ihren Nacken zu küssen, da war es, als löste sich Etwas von ihm.

Und wie ein brausender Strom wälzte es sich hervor. Wie er sie im Kaffeehause gesehen, wie oft er über die Gasse gegangen war, ohne zu wagen, hereinzutreten, seine Einsamkeit und seine Sehnsucht. Sie hatte seine Hand losgelassen und sah mit halb verlegenem, halb amüsirtem Blick auf den eigenthümlichen Kauz vor sich, der mit niedergebogenen Augen und zuckenden Lippen stehendes Fußes sein Herz vor ihr ausbreitete und ihr, ohne daß sie zehn Worte mit einander gewechselt hatten, eine förmliche Liebeserklärung machte. Sie musterte ihn verflohen, während er sprach. Er schloß ebenso überhitzt, als er begonnen hatte, athmete tief auf und sah sie mit einem unsicheren Blick an.

Gleichzeitig öffnete Jemand die Thüre.

Sie flüsterte hastig: „In einer Stunde schließe ich. Erwarten Sie mich draußen.“

Dann half sie ihm gelassen mit den Handschuhen und wandte sich dem nächsten Kunden zu.

Herr Winberg kam sehr spät Abends heim. Er war glückselig und wußte kaum, ob er auf dem Kopfe ging oder auf den Füßen. Sie waren in ein Kaffeehaus gegangen. Sie war ihm voraus in ein besonderes Zimmer geschritten und hatte ihm Platz auf einem Sopha neben sich gemacht, das so eng war, daß sie dicht aneinander saßen. Er hatte sie küssen dürfen, aber nur sehr wenig, er fühlte noch den frischen Duft ihres Haares; er hörte ihr zwitscherndes Lachen und sah, wie sie sich mit aufgerissenen Augen im Sopha zurückwarf und vor Erstaunen in die Hände klatschte: 3600 Kronen im Jahr! Gott, so viel Geld! Sie, die nur — hm, vierzig Kronen monatlich hatte!

„Nein, solch ein Mädchen! Vierzig Kronen im Monat, und doch so nett und fein gekleidet — das konnte man sparfam nennen! Was würde Freund Carlsson sagen, der so gerne vom Leichtsinne und von der Verschwendungssucht der Weiber sprach? Aber er sollte es noch nicht erfahren — Niemand durfte bis jetzt etwas wissen. Sie hatten vereinbart, daß es eine Ueberrückung werden sollte, eine völlige Ueberrückung für Alle, bis sie es in die Zeitung setzten.“

Nein, vierzig Kronen monatlich für Essen, Wohnung und Kleider! Und dabei war sie noch nicht einmal am ärgsten dran. Ihre Freundin, die Schwarze, hatte nicht mehr als dreißig. Ach, die Frauen, wie wenig sie brauchen, um zu leben, vergnügt zu sein und schön auszusehen.

Im Vergleiche zu ihr war er ein wahrer Krösus, ein Verschwender. Es würde vortrefflich gehen. Er hatte 3600 Kronen jährlich, vollständiges Mobiliar für zwei Zimmer und überdies Geld in der Bank. Er promienirte im Zimmer auf und ab, schnippte mit den Fingern, hörte Musik und Vogelgezwitscher in der Luft und legte sich dann nieder, umgaukelt von rosigem Träumen.

Was sie betraf, hatte sie es durchaus nicht eilig. In dem kleinen Zimmer angelangt, daß sie gemeinschaftlich mit ihrer Freundin bewohnte, nahm sie Tinte und Papier zur Hand. Die Schwarze war noch nicht zu Hause, und froh, allein zu sein, setzte sie sich nieder, und schrieb ein paar Briefe, die sie versiegelte. Mit gerunzelten Brauen wog sie die beiden Kowerts in der Hand, während ein leichter Seufzer sich den Weg über ihre Lippen bahnte. ... Und mit einem Blick auf das unberührte Bett der Schwarzen begann sie sich langsam auszuleiden. Dann löschte sie die Lampe und sprang rasch in's Bett, die Decke über die Ohren ziehend.

Als Herr Winberg ein paar Wochen später in's Komptoir kam, war er der Gegenstand der allgemeinen Huldigung. Herr Carlsson drückte kräftig seine Hand, doch ohne seinem Blick zu begegnen, alle Kollegen gratulirten ihm, und der Chef rief ihn zu sich hinein und beglückwünschte ihn mit einigen freundlichen Worten zu seiner Verlobung.

Am Abend saßen er und der Geschäftsführer noch da, nachdem die Anderen gegangen waren. Sie machten den Abschluß und hatten viel zu thun.

Plötzlich legte Herr Winberg die Feder weg und sagte: „Du solltest meine kleine Braut kennen lernen. Dann würdest Du ein liebes Mädel zu sehen bekommen.“

Eine leichte Röthe flog über Herrn Carlsson's Gesicht.

„Na, umso besser für Dich!“ antwortete er kurz.

„Sie ist in einem Handschuhladen, hat aber für den 1. Juli ihren Platz gekündigt. Im Herbst wollen wir hei-

rathen,“ fuhr Herr Winberg mit glücklichem Lächeln fort.

Aber Herr Carlsson hatte im selben Augenblicke seinen Federstiel fallen lassen und bückte sich, um ihn aufzuheben. „Das ist aber wirklich nett!“ meinte er, von der Anstrengung roth im Gesichte.

Eine kurze Pause entstand.

Jetzt blühte Herr Winberg wieder auf. Ein überlegenes Lächeln spielte um seine Lippen: „Sie hat nicht mehr als vierzig Kronen im Monat, und damit hat sie sich beholfen. Das ist wohl was Anderes als Deine Frauenzimmer-Bekanntschäften!“

Ein nervöses Zucken flog über Carlsson's Gesicht, und er murmelte etwas, wie, daß es ja Ausnahmen gebe und daß nicht alle Frauen gleich seien. Im Herbst heiratheten sie. Herr Winberg ist so glücklich, als ein neugeborener Gemann nur sein kann. Die junge Frau ist fröhlich, lebhaft und liebenswürdig. Sie ist bezaubernd hübsch, aber zu den Alerparfamsten gehört sie nicht, und ihr Mann kann nie begreifen, wie es möglich war, daß sie als Mädchen von vierzig Kronen monatlich leben konnte, da sie jetzt beinahe ebenso viel für ihre Toilette braucht.

Aber wenn er einmal dieses Kapitel berührt, dann fällt sie ihm um den Hals und flüstert ihm in's Ohr, daß sie jetzt eine ganz andere Sache.

Denn jetzt buße sie sich um seinetwillen, damit er findet, daß sie schön ist. ...

Von der Berliner Gewerbe-Ausstellung.

Deren scharer, trinkbarer und rauchbarer Theil.

Wöchentliche Zeitung.

Aus dem französischen Kriege wird folgende Anekdote erzählt: Ein deutscher Soldat, der sich mit seinem französischen Quartiergeber in Ermangelung sprachlicher Kenntnisse nicht verständigen konnte, nahm seine Taschenuhr, zeigte auf die Zahlen 8, 12, 4 und 8 und nannte dazu jedesmal das Wort „Manger“; dann fuhr er wiederholt rasch mit dem Finger um das ganze Zifferblatt herum und rief: „Voire“.

Das bedeutende und ununterbrochene Trinktbedürfnis des Soldaten dürfte damit dem Franzosen wohl klar geworden sein. Wenn dieser durstige Deutsche sich auf die Berliner Gewerbeausstellung begeben sollte, so wird es ihm nicht schwer fallen, auch ein hochge-spanntes Gß- und namentlich Trinktbedürfnis zu befriedigen, denn die Anstalten, wo man isst und vor allem trinkt, spritzen wie die Pilze überall aus der Erde. Was das Essen betrifft, so nennen wir in erster Linie Adlon und Dressel, die das Hauptrestaurant besitzen und in der ersten Etage einen Betrieb eingerichtet haben, der dem in ihren in Berlin gelegenen Lokalen entspricht, während auf der unteren Etage auch Bier geschänkt wird. Dort vollzieht sich ein großer Massenkonsum, der aber im wesentlichen auf die besser gestellten Klassen berechnet ist, während die anderen auf die zahllosen Bräus angewiesen sind, in denen man zu den gewöhnlichen Stadtpreisen sich verpflegen kann. Endlich haben wir die nie leer werdenden Pavillons von Wschinger, die zu billigen Preisen riesengroße Butterbrode geben und hier denselben großen Zuspruch haben wie in ihren zahlreichen Stabillokalen, die in Berlin eine Revolution hervorgerufen. Die blau und weiß gestreiften Bierauschante der Firma Wschinger, in denen man zu billigen Preisen jedes beliebige Bier in immer gleicher Frische erhält, haben im dem Grade einen wirklichen Bedürfnis entfprochen, daß ungezählte Nachahmungen aufgetaucht sind. Auf der Ausstellung dürfte Wschinger zu benennigen Firmen gehören, die die besten finanziellen Ergebnisse aufzuweisen haben. In den Bräus ist die Verpflegung verschieden, und wir wollen, um niemanden zu tranken, da nicht eine besondere Stufenleiter aufstellen, zumal die Kiefenaufgabe, uns durch alle durchzuweisen, unsere Kräfte überfliegen haben würde. Nur das eine sei erwähnt, daß die Verpflegung im Riesenzelt auf der Alpenwiese der Dressel-Adlon'schen am nächsten kommt. Wir haben auch eine Ausstellung für Volksmassenernährung, eine überaus nützliche Einrichtung, wenn sie in muster-gültiger Weise eingerichtet wäre, was sie aber nicht ist. Die Unternehmung hat einen unangenehmen Prozeß wegen Einführung verdorbenen Fleisches, aus dem sie sich nur schwierig herausziehen kann, indem sie die Schuld dem Lieferanten zuschiebt. Aber auch ganz abgesehen davon gefüllt uns die Einrichtung sehr wenig. Daß man dabei auf Luxus verzichtet hat, ist berechtigt und natürlich, aber die Abfütterung macht nicht den sauberen Eindruck, den wir auch hier verlangen müssen. Der heutige Arbeiter hat auch Anspruch auf einen gewissen Komfort, der sich bei

aller Einfachheit sehr wohl erreichen läßt. Die Gbüste, die dieser Unternehmung entquellen, sind unerfreulich: kurz, wer seine Anforderung auch sehr niedrig stellt, wird sie kaum erfüllt sehen. Besser sieht es mit der Fischerei-Ausstellung verbundenen Kofshalle aus, die nur Fischspeisen liefert und reichen Zuspruch findet. Bisher ist bei uns die große Bedeutung, die der Seefisch für die Volksernährung hat, noch nicht in genügendem Maße erkannt worden und vielfach besteht noch das Vorurtheil, daß der Fisch eigentlich eine Luxuspeise ist, die nur auf den Tisch des Reichthums gehört. Seit die deutsche Seefischerei einen Aufschwung genommen hat und dank der Reichsunterstützung in rationeller Weise betrieben wird, seit ferner entgegenkommende Einrichtungen der Eisenbahndirektionen es ermöglichen, den Fisch in ganz frischem Zustande in das Inland zu liefern, ist dieses Vorurtheil nicht mehr am Plage, und die Fischkosthalle wird hoffentlich dazu beitragen, es immer mehr zu verdrängen; seit Beginn der Ausstellung sollen täglich über 40 Centner Fische in der Fischkosthalle verspeist worden sein und an Sonntagen nahezu das Doppelte. Das ist ein sehr schöner Erfolg, an dem die Nordsee den Löwenantheil wegnimmt, während die Ostseefischen bisher nur in viel bescheidenerem Maße — mit frischen Flundern — aufgetreten sind. Wahrlich liegt es daran, daß der Transport von diesen Häfen noch nicht in so befriedigender Weise geregelt ist, wie von der Nordsee. Auch die Diffe enthält aber eine große Menge sehr schmackhafter Fische, die wohl verdienen, im Binnenlande auf den Tisch gebracht zu werden. Bisher wird von den Ostseefischen im wesentlichen nur Räucherwaare in großen Mengen vertrieben.

Gehen wir von den Speisen zu den Getränken über, so stehen wir vor einem wahrhaften „embaras de richesse“ und müssen die Hoffnung aufgeben, im Nachstehenden auch nur eine annähernde Vollständigkeit zu erreichen. Am wenigsten zahlreich ist noch der Wein vertreten, wenigstens was die eigentlichen Weinstuben betrifft, die ihn ausschließlich verschänken. Neben dem Hauptrestaurant finden wir ihn in Altberlin im Rathshaus, wo die vereinigten Berliner Weinhändler ihre Produkte proben lassen, und außerdem giebt es eine Reihe von Sectpavillons, die sich zumest im Vergnügungspark finden. Eine holländische Theebude befindet sich in Altberlin, und in einem großartigen Pavillon wird die Darstellung der Cokoladenprodukte von Festly u. Scarotti, verbunden mit Ausständ und Verkauf der Waaren vorgeführt. Auch die Continental Boboga Company hat sich einen eigenen sehr reich ausgestatteten Glaspalast geleistet, der mit einer American Bar verbunden ist und gut besucht wird.

Das alles aber verschwindet gegenüber dem Massenangebot von Bier, das in solchen Mengen auftritt, daß man schon beinahe von einem unläutereren Wettbewerb sprechen kann. Die großen Berliner Aktien-Brauereien haben ebenso wie die bedeutendsten bayerischen Brauereien ihre eigenen Tempel aufgeschlagen. Die Aktien-Gesellschaften Platenhoser, Moabit, Friedrichshain, Osvald Berliner, Habel, die in Berlin gegenüber den großen bawarischen Bierpalästen äußerlich zurückstehen, nehmen hier nachdrücklich den Kampf auf; Pilsener Bier steht in starkem Wettbewerb mit Radeberger Exportbier — Bürgerbräu, Tucher, Löwenbräu, Hader und wie die Edlen alle heißen, haben sich hier ein Rendezvous gegeben, dem von westdeutschen Bieren Dortmund Union, sehr begehrt und anerkannt, zur Seite tritt. Es ist des Guten sehr viel und offen gestanden zu viel, denn wenn die Ausstellung auch noch so besucht ist, so verkrümmen sich in dem riesigen Raume der Bierhallen und Biergärten die Besucher doch so, daß einzelne Brauereien oft verzweifelt leer aussehen. Wenn sich 150,000 Menschen in durstlöcheriger Bethätigung hier einfinden, so bemerkt man es kaum, und die doppelte Anzahl würde bequem dem Geschäft des Durstlöcherigen obliegen können. Von Alt-Berlin bis zu den Afrikanern und in den ägyptischen Wüsten fließt das Bier in Strömen und scheint schier unerschöpflich. Selbst München müßte uns ob dieses Bierreichthums beneiden; vermessen würde es nur die Rabi, die sich trotz verschiedener Versuche bisher hier nicht einbürgern konnten. Wir haben ein „maßes Biered“, das offiziell so benannt und allerdings hervorragend nach ist, aber über Mangel an Fruchtigkeit können sich auch alle andern Gegenden der Ausstellung nicht im mindesten beklagen.

Auch diejenigen, die es lieben, schärfere Getränke zu schlürfen, gehen nicht leer aus, denn abgesehen von einem Pavillon der Berliner Schnaps-Fabrikanten, die sich Destillateure nennen, ist noch recht viel Gelegenheit, Gott Bac-